



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die letzten Bände der Varnhagen'schen Memoiren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der nach Hunderten zählenden Trawler-Flotte Englands, andererseits die bisher bewiesene Ausdauer der deutschen Träger der Sache nicht zweifeln.

Angeichts dieser Lage der Dinge erscheint es auffallend, wie man dem norddeutschen Bunde zumuthen mag, durch Anlage eines Hafens bei Norderney „eine neue Aera für die vaterländische Seefischerei zu begründen“. Entweder ist diese neue Aera — wenn man einmal so prunkvoll vorausnehmend sprechen will — bereits begründet, oder aber sie wird es sicher auch nicht dadurch werden, daß man den vom Seebadeverdienst verwöhnten wetterscheuen Insulanern Norderney's Staatshilfe entgegenträgt. Alle Staatshilfe der Welt hat niemals einen Seefischereibetrieb zu nachhaltigem Gedeihen gebracht, weder in den Niederlanden und in England, die dies nach langen, fruchtlosen Mühen endlich begriffen und offen ausgesprochen haben, noch in Frankreich, wo man dem Aberglauben an die Kraft der Prämien und anderer Staatshilfe noch fröhnt. Soll das neue Deutschland nun in diesen gemeinschädlichen Weg einlenken, um Frankreich von dem Banne seiner Einsamkeit zu erlösen?

R.

Die letzten Bände der Varnhagen'schen Memoiren.

Blätter aus der preussischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense.
Band 4 und 5. (1826—1830.) Leipzig bei F. A. Brockhaus.

Der Charakter der Varnhagenschen Aufzeichnungen ist in diesen Blättern zu wiederholt bezeichnet worden, als daß wir nöthig hätten, von demselben auch in diesem Bericht zu handeln. Klatsch, Medisance und wirklich interessante Neuigkeiten laufen in den „Blättern aus der preussischen Geschichte“ so bunt durcheinander, daß sich absolut nicht bestimmen läßt, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt.

Von den beiden zuletzt erschienenen Bänden aus Varnhagen's Nachlaß sind die beiden vorliegenden Theile dadurch unterschieden, daß sich ein Mittelpunkt für ihren Inhalt nachweisen läßt, um welchen sich die übrigen Aufzeichnungen gruppieren. Der Hauptgegenstand des vierten Bandes ist der griechische Befreiungskrieg, mit dem Preußens schwankende Mittelstellung zwischen Rußland und Oestreich aufs Engste zusammenhängt; aus dem fünften Bande sind hervorzuheben: die Aufzeichnung über Varnhagen's Sendung nach Kassel (1829) und die Schilderung des Eindrucks, den die Nachricht von

der Julirevolution in Berlin gemacht hat; diese Schilderung hat den Vorzug, eine zusammenhängende zu sein und aus mehr als den sonst üblichen aufgelesenen Brocken zu bestehen.

Bei Allem, was von Preußens auswärtiger Politik aus den Jahren 1826 bis 1830 erzählt wird, stehen die Klagen über die Abhängigkeit von Rußland im Vordergrunde. Während nach Alexander von Humboldt's Mittheilung (V. 284) weder am russischen Hofe noch bei den Behörden eine günstige Stimmung für Preußen zu finden ist, überbietet man sich in Berlin an Bezeugungen der Ergebenheit. „Graf Nesselrode (sagte Humboldt zu Varnhagen) scherzt über unsere Politik, an eine Begünstigung in Handels-sachen ist nicht zu denken, Graf Cancrin hat Abneigung gegen uns, der Kaiser kennt unser hiesiges Wesen zu genau, um es sehr in Rechnung zu stellen.“ Daß das russische Cabinet mit Frankreich Verbindungen angeknüpft habe, wollte auch der Gesandte v. Schöler wissen. Davon etwas in den Depeschen zu sagen, hatte dieser Diplomat übrigens nicht gewagt, „denn es sei kein Geheimniß in Berlin, um das der russische Hof nicht sogleich durch den preußischen selbst wüßte“. Nichtsdestoweniger bleibt Preußens Ergebenheit unveränderlich dieselbe. Bei Hofe ahmt man mit Ostentation das Petersburger Ceremoniell nach, von den Prinzen heißt es, sie zeigten mit Vorliebe russische Manieren und der Kronprinz gilt für den Hauptvertreter von Rußlands orientalischer Politik. Preußens diplomatische Vertreter werden förmlich angewiesen, sich in wichtigen Fällen stets mit den russischen Collegen ins Benehmen zu setzen. Noch größer ist die Gefälligkeit der Polizei und dessen was mit ihr zusammenhängt. „Unsere Censur hat eine besondere Vorschrift für Alles, was Rußland betrifft. Ein Buchhändler wollte die Ankündigung einer Schrift über russische Dampfbäder in die Zeitung rücken; der Censor Geh. Regierungsrath Grano wies die Anzeige zurück, bis erst das Buch vorgelegt sei, damit man wisse, was drin stehe. Bloss des Wortes „russisch“ wegen.“ — In der Berliner Bevölkerung ist der Haß gegen Oestreich und den Fürsten Metternich aber so groß, daß Alles, was gegen die Wiener Politik geschieht, dankbaren Boden findet. Varnhagen selbst nimmt in Sachen des türkisch-griechischen Krieges für die Griechen und für Rußland Partei. Die Collecten zu Gunsten der Griechen, welche nach mannichfachen Hemmnissen zu Stande kommen und sich von Berlin aus rasch über die preußischen Provinzen verbreiten, sind Gegenstand seiner lebhaftesten Freude, sowol wegen der Griechen, als wegen des Aergers, den sie in Wien hervorrufen werden. „Heute (29. Mai 1826) steht in der Zeitung unter den bei Huseland eingegangenen Beiträgen für die Griechen einer von 1200 Friedrichsd'or von einem Ungenannten; das kann nur der König sein! Unmittelbar darauf steht die Fürstin Liegnitz mit 10 Friedrichsd'or. Jenes wird den Fürsten Metter-

nich wieder schwer ärgern; aller Gewinn von dem Artikel des Staatsanzeigers ist damit wieder aufgegeben Der König von Baiern hat für die Griechen 20,000 Gulden gegeben 10. Juni. Die Griechensammlungen greifen immer kräftiger durch ganz Deutschland, überall bilden sich Vereine, überall sprechen sich Gefinnungen aus und die öffentliche Meinung, nachdem ihr ein Ausbruch gegeben worden, wächst unaufhaltsam und breitet sich gewaltsam aus. Diese Fluth ist nicht mehr zu beschränken. Vergebens strebt die österreichische Regierung noch entgegen, ihre Anhänger können nur noch seufzen. Denn was will es sagen, wenn Herr v. Kämpf von dem Cultusministerium ein Circular an die sämmtlichen Professoren der hiesigen Universität ausgeben läßt, worin diesen namentlich eingeschärft wird, daß die Griechensammlungen nur allein für die Nothleidenden, aber ja nicht für die Kämpfenden zu verstehen seien“.

Ein Jahr später ist der Eifer für die griechische Sache bei Varnhagen beträchtlich abgeschwächt. Die Theilnahme an den Erfolgen der französischen Kammeropposition und an Canning's liberaler Politik steht im Vordergrund auch seiner Interessen und er ist mit Gens ziemlich einverstanden, wenn dieser beim Tode Canning's klagt, daß der Einzige gestorben, der Rußland noch im Zaume zu halten vermocht. — Ziemlich breit ist der Raum, den neben diesen politischen Betrachtungen, Bemerkungen und Anekdoten aus dem socialen Leben Berlins einnehmen. Wir hören von einer Kellstab'schen Brochüre über Henriette Sonntag und deren Verehrer, die in Berlin förmliches Furore macht und selbst in den Hofkreisen und in der diplomatischen Welt für ein Ereigniß gilt. Jeder neue Triumph der gefeierten Sängerin, jede Gunstbezeugung des Hof's wird sorgfältig registriert und abgewogen — selbst, daß der König Mademoiselle Sonntag den weggeflogenen Papagei durch einen neuen ersetzt hat, erfährt die Welt aus den Tagebüchern des Geheimen Legationsrath's.

Interessanter, wenn auch nach ihren Gegenständen kleinlich genug, sind die Bemerkungen über Standes- und Parteikämpfe aus dem socialen Leben jener Zeit. Die Streitfrage, ob die seit der Franzosenzeit üblich gewordene Sitte, auch bürgerliche Mädchen „Fräulein“ zu nennen, geduldet oder das historische „Demoiselle“ wiederhergestellt werden soll, wird bei Hof wie in der Stadt mit leidenschaftlichem Eifer discutirt. „Alle Ministerien müssen ihr Gutachten darüber abgeben“ und Kampf macht die wichtige Controverse zum Gegenstand einer besondern Denkschrift. Ein ähnlicher Kampf entbrennt wenig später über das Prädicat „Hochwohlgeboren“. Jede Kleinigkeit gewinnt bei der allgemeinen Gereiztheit den Charakter einer Principienfrage. Die Reactionäre haben es dahin zu bringen gewußt, daß der König der Enthüllung des Blüchermonuments nicht beiwohnt; als das vielbesprochene

Reimersche Haus in der Wilhelmsstraße an das Departement der auswärtigen Angelegenheiten vermietet wird, redet die ganze Stadt davon und „Manchen erscheint es im Ernst bedenklich und gefahrvoll, daß die Staatsverhandlungen gegen die Demagogen nun einem Erzdemagogen ins Haus gelegt werden und zwar zu dessen Nutzen und Vortheil. Und was soll die Polizei jetzt anfangen, wenn sie wieder, wie schon geschehen, die Besuche beobachten will, die zu Reimer und Schleiermacher gehen?“ Schleiermacher's „Gefährlichkeit“ scheint um jene Zeit in ihrer vollsten Blüthe gestanden zu haben. Der Widerstand des muthigen Mannes gegen die Oetroyirung der neuen Liturgie verwickelt ihn in ernstliche Gefahren, immer wieder ist von seiner Absehung die Rede. So groß ist die Furcht davor, mit dem mißliebigen Prediger in irgend welche Berührung zu kommen, daß der Minister v. Altenstein von der Trauung einer nahen Verwandten wegbleibt, weil dieselbe von Schleiermacher vollzogen wird! — Persona gratissima ist dagegen Hegel und Wahnhausen macht schon im Jahre 1826 die Bemerkung, dieser Philosoph scheine es nicht auf eine Schule, sondern auf eine politische Partei abgesehen zu haben. — Ziemlich ausführlich verweilen die „Blätter“ bei der Schilderung von Stein's letztem Besuch in Berlin. „Er ist sehr alt geworden, hat das rechte Auge verloren, sieht aber noch sehr stattlich und ehrwürdig aus. Er war ungemein freundlich gegen mich, mild und heiter in jeder Aeußerung. Er lobt die Provinzialstände, will aber mehr Oeffentlichkeit und regeren Volksgeist. Der Aristokrat kam nicht zum Vorschein, eher etwas Demokratisches; er pries Amerika, die dortige Freiheit, es sei dort besser, als hier. Er tadelte mich, daß ich eine Sendung nach Washington ausgeschlagen. „Und wenn Sie auch Ihr ganzes Leben dort hätten zubringen müssen — desto besser.“ Trotz der freundlichen Aufnahme, die ihm allenthalben wurde, war der alte Staatsmann sich seines Gegensatzes gegen die herrschende Richtung in vollem Maße bewußt. Als man ihn aufforderte, noch länger in Berlin zu bleiben, erwiderte er mit launiger Schärfe: „I Gott bewahre, ich muß machen, daß ich wegkomme, sonst riskire ich noch gar, wegen meiner demokratischen Gesinnungen eingesteckt zu werden.“

Was wir aus dem übrigen Deutschland zu hören bekommen, beschränkt sich im Wesentlichen auf die Höfe und ist schon darum wenig erbaulich; hier und da erfährt man höchstens noch etwas von den Kämpfen der Rheinprovinz um Erhaltung des französischen Rechts, von der bösen Stimmung in den deutsch-österreichischen Ländern (namentlich Böhmen) und von dem Eindruck, den hervorragendere literarische Neuigkeiten bei ihrem ersten Erscheinen gemacht haben: Goethes Werke erscheinen in der Gesamtausgabe, Heine läßt die späteren Bände seiner Reisebilder erscheinen, Börne sammelt seine kleinen Schriften. Für die großen Massen ist übrigens Saphir noch

immer der Publicist des Tages — seine „Schnellpost“ wird von aller Welt, selbst vom Könige eifrig gelesen und wenn der gallige Recensent sich unflätiger Ausfälle auf Henriette Sonntag schuldig macht, so läßt der König demselben durch Herrn v. Schuckmann eine wohlmeinende Warnung zukommen. — Nichtsdestoweniger steht das literarische Leben Berlins von 1826 und 1827 noch hoch über dem Wiens. Grillparzer, der Barnhagen aufsucht, sagt u. A. „Man will gar nicht, daß bei uns Jemand Literatur treibt und etwaige Successe gereichen zum Vorwurf. Alles ist erstarrt und erlahmt, es gibt dort keine Anregung, im Gegentheil Unterdrückung.“

Von deutschen Fürsten kommen verschiedene vor, aber die Meisten in ziemlich traurigen Rollen. Der Herzog von Dessau ist zum Katholicismus übergetreten und führt nebenher seine alberne Fehde gegen den Zollverein. König Ludwig von Baiern hat eine liberale Periode, sein Mäcenenthum schafft ihm in der Künstlerwelt und unter den Gelehrten Anhänger, politische Dilettanten bewirthe er mit liberalen Redensarten. „Ich lerne einsehen, daß die Zerplitterung Deutschlands in viele Staaten der Nation denn doch nothwendig und vortheilhaft ist; unter den vielen Fürsten ist denn doch einer immer liberal, und eine heilsame Opposition gegen die anderen.“ — Ein anderes Mal erklärt er, sich vor dem Wort „Turnen“ nicht zu fürchten und befiehlt dieses statt „gymnastische Uebungen“ zu brauchen.“ Zur Geschichte des Welfengeschlechts wird aus dem J. 1827, also aus den Tagen vor der Thronbesteigung Ernst Augusts und vor der Verbitterung dieses Fürsten durch den Verfassungskreit, eine lehrreiche Anekdote mitgetheilt: „In Hannover hat der Herzog von Cumberland den Leuten bei Tafel gesagt, er wisse wohl, daß er selbst wohl nur kurze Zeit in Hannover an der Regierung sein würde, aber desto besser habe er seinen Sohn, den Prinzen Georg darauf eingelernt, und werde es ihm noch recht einbläuen, daß er als König die Hannoveraner recht zwiebele: „Wartet nur, der wird Euch schon kuranzgen, da sollt Ihr was erleben!“ Ohne Anlaß zum Bösesein, aus bloßer Jungenhaftigkeit, sagt er dergleichen.“

Alles, was wir von fürstlicher Unwürdigkeit und cynischem Despotismus aus dieser verkommenen Zeit erfahren, wird aber durch die Mittheilungen in Schatten gestellt, die Barnhagen über das Treiben des Kurfürsten von Hessen und dessen Sohn macht. Im Januar 1829 wurde Barnhagen bekanntlich der Auftrag, die scandälösen Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn, der dem preußischen Königshause verwandten Kurfürstin und ihrem Gemahl beizulegen und so hatte er die reichlichste Gelegenheit, den Abgrund von Niedertracht zu studiren, in welchen diese Familie gerathen war. Die Un-erträglichkeit der Mißregierung Wilhelms II. hatte schon 1828 einen so hohen Grad erreicht, daß Barnhagen durch Friedrich Wilhelm III. den Auftrag erhalten, auf Begründung einer Verfassung des Kurstaats zu wirken — eine Thatfache, die unseres Wissens bisher nicht bekannt gewesen ist. Der persönliche Credit des Kurfürsten war zufolge der Reichenbach'schen Wirthschaft und der Brutalität dieses Wütherichs so tief gesunken, daß der Kronprinz (Friedrich Wilhelm IV.) dem sächsischen Gesandten von Lüderitz bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier in Weimar zurief: „Nun, wie steht es in Kassel? Ich höre, mein Herr Onkel ist jetzt sehr gnädig, — sonst prügelte er seine Minister alle acht Tage, jetzt nur alle 14 Tage, sagt man.“ Die Veranlassung zu Barnhagen's Mission war die Flucht des Kurprinzen auf preußisches Gebiet, zu welcher derselbe durch seinen Vater gezwungen worden war. Was die Blätter über die in Kassel verlebten Tage berichten, klingt geradezu ungläublich und versezt den Leser aus dem 19. in die schlimmsten Zeiten des

18. Jahrhunderts. Die Gräfin Reichenbach empfängt den preußischen Geschäftsträger officiell, geruht „kalt und zurückhaltend“ gegen denselben zu sein und präsidiert bei den Hoffestlichkeiten, als ob sich das von selbst verstände. Der versammelte hohe Adel des Kurfürstenthums entblödet sich nicht, der frechen Buhlerin den Hof zu machen; die Gräfin v. Hessenstein ist „fast den ganzen Abend“ um die kurfürstliche Maitresse bemüht, der Prinz von Solms-Lich „beugt sich über die Maßen“ vor ihr und nennt sie untermwürfig Excellenz, „was hier nur ganz gemeine Leute thun.“ Die Frau des österreichischen Gesandten ist die einzige Dame, die der Gräfin nicht „den Rang läßt“. Da es mit den Ausöhnungsversuchen in Kassel nicht vorwärts gehen will, reist Barnhagen nach Bonn, um bei der Kurfürstin und dem Kurprinzen, der bis dahin die Rolle der gekränkten Tugend gespielt, sein Heil zu versuchen. An diesem lernt er einen Menschen kennen, der noch tief unter seinem Vater steht, die Frau des Lieutenant Lehmann öffentlich zur Geliebten hat, die Bauerdirnen auf offenem Felde ansäht, weder Adjutanten noch Cavaliere hält, sondern blos mit der „niedern Dienerschaft verkehrt“, bei jüdischen Wucherern Geld aufnimmt und sich „verlegen, aber trotzig, dünelhaft und ungeschickt“ benimmt. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß Preußen diesem unwürdigen Geschlecht gegenüber so langmüthig und charakterlos auftritt, daß es an der eigenen Würde Schaden leidet und schließlich alle Theile zu Feinde hat, — zum schlimmsten Feinde den Kurprinzen, dessen der König sich in großmüthigster Weise angenommen und den er, der strenge, gewissenhafte Haushalter, aufs Reichlichste unterstützt hatte. „Der König hatte ihm den Major von Trüpschler als Begleiter beigegeben, der Kurprinz hat denselben fast beleidigend fortgeschickt und gemeint, er brauche keinen Spion. . . Er ist eigentlich schon ein Feind Preußens und glaubt über unsere Schwäche und Inconsequenz spotten zu dürfen.“ — „Dem König“, schreibt Barnhagen nach seiner Rückkehr, „hat es einen angenehmen Eindruck gemacht, daß ich, sein Abgesandter, vom Kurfürsten durch einen Orden ausgezeichnet worden, nachdem Herr Generallieutenant v. Nazmer in Kassel eine fast beleidigend schöne Zurücksetzung erfahren hatte.“ — Wie oft ist dieselbe Geschichte seitdem noch erlebt worden, bevor Preußens Geduld zu Ende war und bevor es diesen an seinem Busen genährten Schlangen endlich das verdiente Garauß machte, um hinterher von „deutschen“ Demokraten des Verraths an der kurhessischen Freiheit bezüchtigt zu werden!

Wie erwähnt, schließt der fünfte und letzte Band der „Blätter aus der preußischen Geschichte“ mit einer Schilderung des Eindrucks, den die Ordnonnzen Karls X. und die diesen folgenden verhängnißvollen Julitage machten. Als die erste Nachricht von dem wahnwitzigen Unternehmen Polignacs in der preußischen Hauptstadt anlangt, weiß die reactionaire Partei sich kaum vor Jubel zu lassen. Während (wie wir aus dem Genz-Pilatschen Briefwechsel wissen) Metternich und dessen Getreue klug genug waren, diese Nachricht mit Besorgniß vor dem Ausgang und mit bedenklichem Kopfschütteln aufzunehmen, erklärte Herr v. Rantzau feierlich, „das allein habe dem politischen Zustande von Europa gefehlt, nun sei Alles vortrefflich, nun werde man goldene Zeiten der Ruhe und Ordnung erleben. Ancillon triumphirt mit gravitätischer Miene, eine weise Kraft habe sich endlich gezeigt, Schmalz und Jarcke nehmen Theil am Siege, der katholisch gewordene Professor Valentin Schmidt fiel dem gleichgesinnten Regierungsrath Witte entzückt in die Arme.“ Als wenige Tage später die ersten Nachrichten von dem Widerstande des Pariser Volks eintreffen, erklären dieselben Weisen, das könne und dürfe nicht wahr sein. Die Staatszeitung hatte die Phrase gebraucht, „man hofft jeden

Augenblick die Zurücknahme der beiden Ordonnanzen“ „Raum war die Sache gedruckt, so erschien Ancillon athemlos, wüthend gegen die Staatszeitung, beschwerte sich, daß man ihn nicht gefragt, es würde hier noch so weit kommen wie in Paris, wenn man der verdammten Pressfreiheit nicht Einhalt thäte u. s. w.“

Der einzige Mann, der inmitten des allgemeinen Tumults der widerstreitenden Meinungen und des Legitimitätsfanatismus seiner Hofleute den Kopf auf dem rechten Fleck behalten hatte, war der alte König. Während seiner Abwesenheit in Teplitz hatte der Kronprinz von der Nothwendigkeit geredet, der Sache der Legitimität zu Hülfe zu kommen, und geäußert, er wüschte an der Spitze von 50,000 Preußen in Frankreich einzurücken. Des Königs erste Aeußerung war die des Horns darüber, „daß Karl X. nicht sein Wort gehalten“; in vertraueterem Kreise sprach er dann sein Bedauern darüber aus, daß die letzten vierzig Jahre als verlorene zu betrachten seien und daß Alles wieder von vorne anfangen. Darüber aber, daß Alles zur Erhaltung des Friedens aufzubieten sei, war der erfahrene Monarch keinen Augenblick im Zweifel. Obgleich er sich eine Zeit lang durch russischen Einfluß „hemmen“ läßt, erkennt er die Regierung Louis Philipp's schon im September an und Rußland sucht vergebens „uns zu feindlichem Verhältniß gegen das neue Frankreich zu reizen.“

Mit dem Jahre 1831 beginnen bekanntlich die unter dem Titel „Tagebücher“ veröffentlichten sieben Bände Varnhagenscher Denkwürdigkeiten, welche schon vor Jahren erschienen und besprochen worden sind. Es scheint mithin, daß der unerschöpfliche Papierkorb des Frondeurs in der Mauerstraße wenigstens in Bezug auf die Erlebnisse desselben ausgeleert ist. Das letzte Wort über diese Aufzeichnungen ließ sich schon bei Veröffentlichung des ersten der gegenwärtig vorliegenden zwölf Bände sprechen und es ist gesprochen worden. Varnhagen's Verbißtheit, Einseitigkeit und Klatschsucht ist in diesen Selbstbekenntnissen so deutlich zu Tage getreten, daß dieselben zur Vergrößerung seines literarischen Ruhms nicht beitragen konnten. Dabei darf aber nicht vergessen werden, wie Vieles auf Rechnung der Zeitumstände zu sehen ist, die den denkenden Beobachter der deutschen Zustände alten Datums nur allzuleicht auf den Isolirschemel setzten und zur Verwechslung des Zufälligen mit dem Bleibenden, der Anekdote mit dem geschichtlichen Vorgang verleiteten. Obgleich der Werth dieser Publicationen unter ihrer endlosen Länge und Eintönigkeit von Band zu Band gelitten hat, dürfen wir doch nicht übersehen, daß dieselben für den Historiker der Zukunft ihren Werth haben werden, freilich unter der Voraussetzung, daß dieser Historiker selbst kein Varnhagen ist und daß er sich mit einer bescheidenen Ausbeute aus diesen compendiösen Sammlungen begnügt. Namentlich für die Sitten- und Bildungsgeschichte des deutschen Liberalismus wird dieses Buch die Bedeutung einer Quelle behalten, denn bei gewissenhafter Selbstkritik werden wir uns sagen müssen, daß die Krankheit des Verfassers keine isolirte Erscheinung, sondern in gewissem Sinn die Zeitkrankheit des vormärzlichen Liberalismus war. Daß sie sich bei Varnhagen bis ins Widerwärtige steigerte, ändert nichts an dieser Thatsache, — receptive Naturen sind mit den Fehlern ihrer Partei und Periode immer am reichlichsten behaftet.

Verantwortliche Redacteurs: **Gustav Freytag** u. **Julius Ehardt**.

Verlag von **F. V. Herbig**. — Druck von **Güthel & Wegler** in Leipzig.